

Kaukasische Post

Erscheint 2-mal wöchentlich:

am Donnerstag und am Sonntag.

Bezugspreis: 30 Nbl. für 1 Mt. Anzeigen: die 3-mal gepaltene Kleinzeile auf der ersten Seite 4 R., auf der 4. Seite 3 R.

Adresse d. Redaktion u. d. Geschäftsstelle: Kirchenstr. (Kirotschnaja), 27, neben der deutschen Botschaft. — Geschäftsstunden (außer an Sonn- u. Feiertagen) von 11—1 Uhr vorm. (zu fragen nach B. Bauer).

Nr. 15.

Sonntag, den 22. Februar 1920.

12. Jahrgang.

Volkshaus Subalow.

Deutsche Dramatisch-Musikal. Vereinigung.

Montag, den 1. März, um 7^{1/2} Uhr, abds.

K ä t h e.

Schauspiel in 4 Aufzügen von E. Meyer — Förster.
II.

Lottchen's Geburtstag.

Lustspiel in 1 Akt von Ludwig Thoma.
Vorverkauf der Eintrittskarten bei Zahnarzt S. Prissmann und im Café Hoene.

Voranzeige: Der Vorverkauf zu dem am 24. März stattfindenden GOETHE-ABEND ist eröffnet.

Es werden verkauft:

1 Esstisch, 1 Kommode, 1 Nähmaschine, Küchenschranke, 1 Bresent-Kostüm, Jagd-Stiefel und Tasche, deutsche Bücher und andere Sachen, Michaelstrasse, 106, Quartier N 1.

Guter Hefe

zu dem bevorstehenden Fastnachtsfesttage ist zu mässigem Preise zu haben bei: Maria Marischew, Molokaner-strasse N 36, von 11—5 Uhr.

Anna Kaukewitsch Albert Hummel Verlobte.

Zur politischen Lage.

In Land. — Japan hat die de facto-Unabhängigkeit Georgiens gleichfalls anerkannt. — In Tiflis ist eine italienische Mission eingetroffen, deren Aufgabe es ist, die wirtschaftlichen Beziehungen Italiens zu Georgien ins Geleise zu bringen. — Das Ministerium des Innern hat an das tifliser Stadthaupt die Anfrage gerichtet, ob die Stadtverwaltung es nicht für möglich hält, die Entlastung Tiflis' einzustellen in Anbetracht dessen, daß einige der ausländischen Missionen Getreidelieferungen für Georgien in Aussicht gestellt haben. Die Stadtverordneten-Versammlung wird in nächster Zeit Stellung zu dieser Frage nehmen. — Der georg. Städteverband hat aus dem Auslande eine große Partie Manufakturwaren im Werte von 15 Mill. Nbl. erhalten. Mit dem Verkauf dieser Waren an die Bevölkerung soll demnächst begonnen werden. — Der Chef der georg. Eisenbahnen A. Kandelaki ist nach Batumi gereist, um mit der abjerdjejanischen Regierung über den Ankauf von Petroleum für jene zu verhandeln. — Die Petroleumleitung zwischen Batumi und Batum hat nach Beilegung verschiedener Mißverständnisse wieder zu funktionieren angefangen. Es werden täglich 100 000 Kub Petroleum von Batumi nach Batum hinübergepumpt! In Tiflis kostet das Petroleum im Großhandel 7^{1/2}—8 Nbl. pro Pfund, und

erlaubt fragt sich jeder hier, wo denn da die „freundnachbarlichen“ Beziehungen zwischen Georgien und Abjerdjejan bleiben? Freilich erhält die Bevölkerung von den Versorgungscommittees das nämliche Produkt zu nur 2 Nbl. das Pfund, aber in so beschränktem Maße (10 Pfund auf die Familie in beträchtlichen Zeitabständen), daß ihr damit wenig geholfen ist. — In Tiflis ist ein Vertreter der abjerdjejanischen Regierung eingetroffen, um die Frage zu klären, inwiefern der Postgebetriebe zwischen Abjerdjejan und Georgien wieder aufgenommen werden könnte.

Ausland. — Ein französisches Radiogramm lautet: „Die Verbandsmächte haben die Erklärung der deutschen Regierung berücksichtigt, daß sie bereit sei, unerbittlich den Prozeß im Obersten Gerichtshof in Leipzig zu beginnen, unter vollster Garantie, daß das gerichtliche Verfahren nach allen Regeln der Kriminal-Prozessordnung gegen sämtliche deutsche Zivil- und Militärpersonen, deren Auslieferung von den Verbandsmächten gefordert wird, geführt werden würde. Getreu dem Wortlaut und dem Geiste des Friedensvertrages werden die Verbandsmächte sich in keiner Weise in die Voruntersuchung bzw. in die eigentliche gerichtliche Untersuchung einmischen, und alle Verantwortung für die richterlichen Entscheidungen wird die deutsche Regierung tragen.“ Wenn sich diese Meldung bewahrheiten sollte, so würde das ein Entsetzen der Verbandsmächte bedeuten, zu dem die Erklärung darin zu finden sein dürfte, daß, wie auch der bekannte deutsche Sozialist Kautski gemeint haben soll, ein Befahren auf dem früheren Beschluß, der Prozeß solle im Auslande (in Paris oder in London) geführt werden, allzu bedenkliche Erscheinungen in Deutschland zeitigen könnte, die den Sturz der gegenwertigen Regierung und damit zugleich den Bürgerkrieg zur Folge haben würden. Dieses Risiko scheinen die Verbandsmächte aber nichts weniger als auf sich nehmen zu wollen. Was speziell den Prozeß anlangt, der Wilhelm II. gemacht werden soll, so hat Kautski angeblich noch die Befürchtung ausgesprochen, daß ein solcher nur dazu angetan wäre, den Cz-Kaiser zum „Märtyrer“ zu stempeln und sein Ansehen in Deutschland, welches zurzeit stark erschüttert sei, ungenügend zu heben. Wenn Kautski aber derartige Gedanken nicht lediglich von sich aus äußert, sondern im Einklang mit der in Ententekreisen offenbar vorherrschenden Stimmung, — eine Voraussetzung, die der Wahrscheinlichkeit nicht entbehrt, — und wenn er gar rät, Wilhelm II. nur als Zeugen, nicht als Angeklagten, vernemen zu lassen, so kann man wohl heute schon mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, daß die ganze Hege gegen den Cz-Kaiser ins Sande verlaufen wird. — In Wien fand am 25. Januar eine großartige Kundgebung statt für den Anschluß Deutsch-Osterreichs an Deutschland. Nach der Rede des Vorsitzenden Dinghofer wurde folgendes Beschluß gefaßt: „Wir fordern die Regierung und die Nationalversammlung auf, endlich den Weg einzuschlagen, auf welchem unsere Not und der Wille des Volkes hinweist: Vereinigen wir uns mit unseren Brüdern. Vereinigen wir uns mit Deutschland!“ — Der Abschluß des Friedensvertrages mit Ungarn ist wieder aufgeschoben worden. Als Erklärung könnten nachstehende Betrachtungen in ungarischen Blättern dienen: „In Belgrad, Budaress und Prag können sie Freudenteuer, angenden“, so schreibt das „Neuzetl Ulfag“, „wir aber legen Trauerkleider an. Ganz Ungarn erstickt in ungeheurem Stöhnen, und Millionen Augen füllen sich mit Tränen. Aber nach der ersten Niedergeschlagenheit richten wir uns wieder auf, und unsere Gemüter erfaßt

ein unerhütterlicher Entschluß: Alle Greise und Jünglinge, Frauen und Mädchen, wir alle erheben die Hand und schreien: „Nein, nein, niemals!“ Der „Spozjat“ schreibt: „Das ungarische Volk hat seine geschichtliche Aufgabe noch nicht erfüllt. Diese Ueberzeugung gibt uns die sittliche Kraft zu glauben, daß das in Paris gefällte Urteilst revidiert werden muß. Man kann uns in unserer jetzigen Lage zwingen, den Betrag zu unterschreiben, aber man kann uns nicht zwingen, auf das zu verzichten, was man uns entreißt. Deshalb ist der Friede, den sie in Paris für endgültig ansehen, keine Lösung, sondern rollt im Gegenteil die ungarische Frage erst auf, und diese wird bestehen, bis Ungarn wiederhergestellt ist. Dies ist für uns die alleinig annehmbare Lösung.“ Der „Pester Lloyd“ schreibt, daß der Bogen Paster, den sie Friedensvertrag nennen, im Südoften Europas einen gefährlichen Feuerherd schaffe, Europa aber, dieses große Pulverfaß, könne von einem einzigen Funken dieses Feuerherdes in die Luft fliegen, usw.

Rußland, der „franke Mann“

Von Lujo Brentano, München.
(Schluß)

Was damals schon angedroht worden war, wurde, als die Bolschewiki zur Herrschaft gelangten, zur Tat. Schon am 8. Dezember 1917 brachten die Zeitungen eine Dersche, wonach die Maximalkistische („Fomjet“) Regierung alle im Ausland aufgenommenen Anleihen des russischen Staats sowie solche der Eisenbahnen und andern privaten Einrichtungen, welche unter der alten Regierung vom Staate garantiert worden waren, für ungültig erklärt und die Auszahlung der Zinsen und Ablösungsraten sistiert habe. Aber das war nur erst das Wetterleuchten, das dem Einschlagen des Blines vorausging. Dieses erfolgte erst am 5./18. Dezember 1917, in dem Dekret über den obersten Volkswirtschaftsrat. Der § 3 bestimmte:

„Dem Obersten Volkswirtschaftsrat steht das Recht der Konfiskation, der Requisition, des Sequestrations und der zwangsweisen Syndizierung der verschiedenen Zweige der Industrie und des Handels zu; ferner ist er berechtigt, sonstige Maßregeln auf dem Gebiete der Erzeugung, der Verteilung und der Staatsfinanzen zu ergreifen.“

Damit waren mit einem Schlage alle die Fäden ihres Wertes entkettet, welche die Großeser-Freunde des russischen Volkes diesem in seiner Not abgewungen hatten. Auf den ersten Schlag folgten weitere. So am 17./30. Dezember 1917 das Dekret über die Nationalisierung der Banken.

„In Interesse einer richtigen Organisation der Volkswirtschaft, im Interesse einer energischen Ausrottung der Bankspekulation und einer gleichmäßigen Verteilung der Arbeiter, Bauern und der ganzen arbeitenden Bevölkerung von der Ausbeutung durch das Bankkapital und zum Zweck der Schaffung einer wirklich des Interesses der Völker und der armen Klassen dienenden, einseitigen Volkswirtschaft der russischen Republik verfügt der allrussische Zentralvollzugsausschuß der Mäe der Arbeiter, Soldaten und Bauernabgeordneten:

1. Das Bankwesen wird zum Staatsmonopol erklärt.
2. Alle zur Zeit bestehenden privaten Aktienbanken und Bankgesellschaften werden mit der Staatsbank vereinigt.
3. Die Aktiva und Passiva der zu liquidierenden Unternehmensgruppen werden von der Staatsbank übernommen.

4. Die Ausführung der Verschmelzung mit der Staatsbank wird durch besonderes Dekret geregelt.

5. Die zeitweilige Geschäftsführung der Privatbanken wird dem Rat der Staatsbank übertragen.

6. Die Interessen der kleiner Einleger werden in vollem Umfange sichergestellt werden."

Das bedeutete den Tod aller der Banken, welche Engländer und Amerikaner im Interesse der Ausdehnung ihres Handels in Rußland errichtet hatten.

Darauf folgte das Dekret über die Revision der Staatsbankfächer vom 17./50. Dezember 1917. Es lautet:

1. „Alles Geld, das in Staatsbankfächern aufbewahrt wird, muß auf laufende Rechnung der Klienten in der Staatsbank eingezahlt werden. Dazu die Anmerkung: Goldmünzen und Gold in Barren wird konfisziert und dem allgemeinen Staatsgoldfond übergeben.“

2. Alle Inhaber von Bankfächern sind verpflichtet, sofort nach erfolgter Anforderung in der Bank mit deren Schlüssel zu erscheinen, um bei der Revision der Fächer zugegen zu sein.

3. Alle Inhaber von Bankfächern, die innerhalb einer dreitägigen Frist nach erhaltener Aufforderung nicht erscheinen, gelten als absichtlich der Revision ferngeblieben.

4. Die Fächer der absichtlich ferngebliebenen werden von den Untersuchungskommissionen geöffnet, die von den Kommissionen der Staatsbank ernannt werden, und alles in diesen Fächern befindliche Vermögen wird von der Staatsbank als Volkseigentum konfisziert.“

Darauf kam am 29. Dezember 1917 (11. Januar 1918) das Dekret über die Einstellung der Koupons- und Dividendenzahlung. Es lautet:

1. „Bis zum Erlaß eines allgemeinen Gesetzes über die weitere Nationalisierung der Erzeugung und über Art und Umfang der Bezahlung von Prozents für Fonds und Dividenden auf Aktien und Anteilsscheine privater Unternehmungen wird jegliche Einlösung von Koupons zeitweilig eingestellt.“

2. Jegliche Rechtsgeschäfte mit Wertpapieren sind verboten.“

3. Für Zuwiderhandlungen gegen Art. 2 dieses Dekrets werden die Schuldigen dem Gericht übergeben, und ihr gesamtes Vermögen unterliegt der Konfiskation.“

Den Gehel aller Maßnahmen aber bildete das Dekret des in „Wje!“ Nr. 1 vom Januar 1918 abgedruckt ist:

1. „Alle Staatsanleihen, die von den Regierungen der russischen Güterbesitzer und der russischen Bourgeoisie abgeschlossen und in besitzender Lide aufgezählt sind, werden mit Geltung vom 1. Dezember 1917 an annulliert. Die Dezember-Koupons genannter Anleihen werden nicht bezahlt.“

2. Ebenso werden alle Garantien, die von den genannten Regierungen für Anleihen verschiedener Unter-

nehmungen und Körperschaften übernommen worden sind, annulliert.

3. Unbedingt und ausnahmslos werden alle ausländischen Anleihen annulliert.

4. Die kurzfristigen Schuldverschreibungen und Serien der Reichsrente bleiben in Kraft. Zinsen werden für dieselben nicht gezahlt, die Obligationen selbst gelten dagegen im Verkehr als Kreditbilletts.

5. Wenig bemittelte Bürger, die nicht mehr als nominell 10 000 Rbl. dieser der Annullierung unterliegenden inneren Anleihen besitzen, erhalten vom Staat eine lebenslangliche Jahresrente im Betrag der Zinsen dieser Wertpapiere.“

6. Bürger, die mehr als 10 000 Rbl. dieser der Annullierung unterliegenden Papiere besitzen, erhalten für die Annullierung der ihnen gehörenden Papiere keinerlei Entschädigung.

7. Einlagen in den Staatsbankfächern und deren Zinsen bleiben unberührt. Alle Obligationen der annullierten Anleihen werden, sofern sie Sparfächer gehören, in Buchforderungen gegen die russische Bauern- und Arbeiterrepublik umgewandelt.

8. Genossenschaften, örtliche Selbstverwaltungskörper und andere gemeinnützige und demokratische Körperschaften, die Obligationen dieser der Annullierung unterliegenden Anleihen besitzen, werden auf Grund von Bestimmungen, die vom obersten Volkswirtschaftsrat gemeinsam mit den Vertretern dieser Körperschaften auszuarbeiten sind, befriedigt, falls nachgewiesen wird, daß diese Obligationen vor der Publikation dieses Dekrets erworben worden sind.

9. Die allgemeine Leitung bei der Liquidation der Staatsanleihen liegt dem obersten Volkswirtschaftsrat ob.

10. Die ganze Liquidation selbst wird von der Staatsbank durchgeführt, der es zur Pflicht gemacht wird, sofort mit der Registrierung aller in verschiedenen Händen befindlichen Obligationen der Staatsanleihen, sowie anderer zinstragender Wertpapiere, gleichviel ob sie der Annullierung unterliegen oder nicht, zu beginnen.

11. Die Räte der Arbeiter, Soldaten- und Bauernabgeordneten bilden nach Übereinkunft mit den örtlichen Volkswirtschaftsräten Kommissionen, die zu bestimmen haben, welche Bürger zu den Wenigerbemittelten zu rechnen sind.

Diese Kommissionen haben das Recht, solche Ersparnisse im vollen Betrag zu annullieren, die nicht durch eigene Arbeit erworben sind, und zwar selbst dann, wenn diese Ersparnisse die Summe von 5000 Rbl. nicht übersteigen.“

Die vorstehende maximalistische Gesetzgebung bedeutet einen sozialen Ansturz, der an Grundsätzlichkeit alle Umwälzungen, von denen die Geschichte berichtet, weit hinter sich läßt; selbst die große französische Revolution erscheint im Vergleich zu ihr nur ein Kinderspiel. Nicht nur die Fran-

zosen verlieren damit die Milliarden Francs, die sie dem russischen Staat zur Vorbereitung des Weltkriegs geliehen oder um des privaten Vorteils willen in Rußland angelegt haben, nicht nur die Engländer und Amerikaner verlieren das, was sie zu unserer Befähigung den früheren russischen Regierungen bezogen haben, und die Vordedte auf Ausbarmachung der unbegrenzten Möglichkeiten, die Rußland bietet, welche sie in Ausbeutung der Notlage des russischen Volkes erpreßt haben; die maximalistischen Gesetze erreichen auch in dem Maße, in dem sie durchgeführt werden, ihren Zweck: den wirtschaftlichen Zusammenbruch der russischen bestehenden Klassen. Das aber bringt dem kranken Rußland nicht Heilung, sondern den Tod. Die Ukraine und alle übrigen nicht-großrussischen Reichsteile läten natürlich sofort alles Mögliche, um sich abzulösen, damit sie nicht auch dieser Kur nach Art des Doktor Eisenbart verfielen. Zwar hat sich der schon wiederholt von den Zeitungen gemeldete Sturz von Lenin und Trotsky, der Hauptträger der Heilung durch den Tod, nicht bewahrheitet. Aber kein Zweifel, daß er kommen muß, wenn Rußland wieder auferstehen soll. Allein wer immer der Erneuerer von Rußland sein mag, keiner wird es wagen können, dem russischen Volk wieder die Fesseln anzulegen, welche ihm das fremde Kapital, indem es sich seiner Naturschätze bemächtigte, auferlegt hat. Seine Auferstehung wird unter der Herrschaft der Freiheit erfolgen, oder sie wird nicht erfolgen. Und wie die ganze Welt von seiner politischen Freiheit Vorteil gehabt hat und haben wird, so wird sie auch Vorteil haben, wenn es seine wirtschaftliche Freiheit wieder erlangt und unter ihrem gegenbringenden Hauche auflüht; denn vermöge der Mannigfaltigkeit der Naturgaben und natürlichen Beaulagungen der Mensch: der verschiedenen Länder beruht unsere Wirtschaftsgesellschaft auf Arbeitsteilung und Tausch; vermöge der Natur der Dinge also ist die wirtschaftliche Blüte eines jeden Landes abhängig von dem Gedeihen aller übrigen Länder; denn je reicher seine Nachbarn sind, desto mehr können sie von ihm kaufen.

Aus dem deutschen Leben.

Teils.

Jahresbericht des Evangelisch-lutherischen Frauenvereins für das Jahr 1919. — Dank dem liebenswürdigen und opferfreudigen Entgegenkommen der deutschen Gemeinde in Tiflis, sowie auch der Kolonien, die dem Frauenvereine auf jede Art und Weise hilfreich zur Seite standen, konnte das verfloßene Jahr trotz der großen Ausgaben ohne Defizit abgeschlossen werden. — Der Gesamtunterhalt des Siechenhauses belief sich auf 108 494 Rbl. 25 Kop. Die Beköstigung erforderte 81 303 Rbl. 30 Kop. Auf jede Insassin entfielen also

zu öffnen. Mir war zu Mut, als sei die Welt unter mir verschwunden. Angst und Hoffnung kämpften in mir.

Wie lange ich so gefessen, weiß ich nicht. Als ich endlich aufzuwachen wagte, sah drüben an der Seite Puffy ganz vergnügt und sah, als ich den Kopf hob, zu mir herüber, ob ich ihn wohl rufen würde.

Es hatte diesmal nicht sein sollen. Aber der Gedanke ließ mich nicht.

Der Hund mußte fort. — Im Pferdestall hatte der Kutsher gegen die Ratten, die sich gezeigt, Gift gelegt.

Ich ging mit Puffy hinüber; er rapselte so gern im Stroh herum. Er suchte auch diesmal, trotzig Mama mir ausdrücklich auf die Seele gebunden hatte, daß Puffy nicht dorthin kam, und die Stalltüren fest zugehalten wurden.

Ah, er war ein viel zu verwöhntes Tier, als daß er irgend etwas, das er fand, vom Boden fraß. Er mußte alles säuberlich auf seinem Tellerrchen haben.

Ich fand einen der Gistbroden und hielt ihn ihm lockend vor: er war viel zu schlau, schnüffelte und lehrte sich verächtlich ab. Es judte mir in den Fingern, ihm das Gist mit Gewalt zwischen die Zähne zu zwängen.

Wenn ich den Kutsher ausforschte, wo er es aufbewahrte? Aber nein, so ging das nicht, dann hätten alle es gleich nachher gewußt.

Selbst etwas direkt zu tun, das konnte ich nicht, dazu war ich trotz allem nicht imstande; aber ein anderes

Für Herz und Gemüt.

Die ewigen Drei.

Und knackt die Krone, und spilttert der Stamm,
Und wuhlen am Grunde die Wogen
Und heigen, sich bäumend, mit schäumendem Kamm,
Und bricht, in die Tiefen gezogen,
Der Blüten wehrende, schühende Damm,
Scheint alles im Leben erlogen,
Der Glaube ragt als fester Turm:
Nach höherem Ratsschluss rast der Sturm!

Wird draußen die Wasser im Wirbel zu La,
Verbreitend rings Tod und Verderben;
Es geht, was errungen in Mühe und Qual,
Die Arbeit von Jahren in Scherben,
Und kammender Mühe zuckender Straß
Verlöscht das Wähnen der Erben;
Doch ewig wuhlt aus endloser Fern:
Der Hoffnung leuchtender, lockender Stern!

Wohl schlagen verzagte Herzen noch bang,
Entschent vom grausigen Watten
Der düstern Nächte im Zeitengang
Wird widerer Spulgehallen,
Darin, wie ferner Gloden Klang
Sich Töne zart entfalten,

Als neigte Erbarmen sich lind zur Not:
Die Liebe doch überdauert den Tod!
E-1, 8. IX. 19.

Rud. Dirf.

P u s s y.

Novelle von Heinz Tzovote.

(8. Fortsetzung.)

So ließ ich es denn und biß die Zähne zusammen. Nun ich Mund nicht mehr um mich hatte und mit niemand sprechen und mir den Groll vom Herzen reden konnte, wurde meine Stimmung immer schlimmer. Ich glaubte, dem unglücklichsten Menschen kann sein Leben nicht wertvoller scheinen als mir in jenen Tagen.

Ich war von einer wahren Luft befallen, meine Platte zu brauchen. Es durfte sich in jenen Tagen keine Kräfte bei uns sehen lassen, daß ich sie nicht herumterhalte.

Einmal lag ich drüben im Gebüsch, weil sich wieder ein paar Kräfte zeigten, als Puffy auf mich zukam. Ich jagte ihn fort, denn er vertrieb mir die Vogel; aber er ging nicht. Da zielte ich auf ihn. Er sagte das offenbar als Scherz auf und wedelte mit dem Schwanz. Das verletzete mich in einen solchen Maß, daß ich, weil ich ihn nicht dabei ansehen konnte, die Augen schloß und genau, wie ich vorher auf ihn gezielt hatte, losdrückte.

Wannsch ich da und getraute mir nicht die Augen

im Monat 369 Abl. 77 Kop., oder pro Tag 8 Abl. 25 K. — Von den 22 Insassen sind im Laufe des Jahres 10 gestorben, 1 ist in ihre Heimat zurückgekehrt und 1 wurde für ungebührliches Betragen aus der Anstalt entfernt; neu aufgenommen wurden 7 Insassen; zum Schluß des Jahres waren ihrer 17 Frauen, 4 Kinder, sowie im Mittel täglich 3 zeitweilig im Heime beherbergte Damen. — Geheilt wurden 10269 Personen; im Mittel nahmen an der Mittagstafel täglich 28 Pers. teil. Außerhalb des Heims wurden 17 Personen unterstellt, darunter einige monatlich, andere ein- und mehrmalig. — Laut Kasienbericht betraf sich die Gesamtausgabe (Unterhalt des Siechenhauses, Beerdigungen der Insassen, Unterstellungen außerhalb des Heims und Vereinsausgaben) im Jahre 1919 auf 149 757 Abl. 49 Kop. Die Einnahmen (Beiträge der Mitglieder, Spenden, Feste und Theatervorstellungen, Kirchenkollekten, Sammelkästen, Einnahmen im Siechenhause) ergaben 151 497 Abl. 19 K. Somit schloß das Jahr mit einem Saldo von R. 1739.70. — Das Grundkapital, das größtenteils in Wertpapieren angelegt ist, die augenblicklich keine % bringen, blieb daselbe wie im vorigen Jahre und beläuft sich auf 24 688 R. 24 K. — Dankersfüllen Herzens blickt der Fraueneinzel auf das verfloßene Jahr zurück und hofft, in Zukunft trotz schwerer Zeiten mit Gottes Hilfe seine Tätigkeit fortsetzen zu können. Der Vorstand.

Gottlob Hummel †.

„Dort trat uns eine Düne von Gestalt entgegen, ein Mann von mehr als 2/, Rentnern, vom Typus eines echten schwäbischen Bauern. Mit dröhnender Stimme hieß er uns willkommen und war auch bald ausgehört, als er die näheren Umstände erfuhr, unter denen wir anfänglich ins Gasthaus gegangen waren, siatt sofort bei der Familie Hummel Wohnung zu nehmen. „Dank! Gottlob“, wie Herr Gottlob Hummel in Heleneendorf allgemein genannt wird, ist einer der populärsten und angesehensten Leute im Ort. Er hat einen prächtigen Humor, ist überall hilfsbereit und findet für jeden das rechte Wort.“

So schildert Hans-Hermann Graf v. Schweinitz in seinem 1910 in Berlin erschienenen Buche: „Heleneendorf. Eine deutsche Kolonie im Kaukasus.“ — den am 30. Januar d. J. in Heleneendorf am Herzschlage verstorbenen alten Herrn Gottlob Hummel, den jeder, der ihn — wenn auch nur ein einziges Mal — gesehen hatte, dauernd im Gedächtnisse behielt. Denn eine zu markante Persönlichkeit war „Dank! Gottlob“, als daß sein Bild, nicht nur sein äußeres, sondern auch sein inneres, geistiges, sich einem nicht sofort fest einprägen hätte, sozusagen für immer.

Graf v. Schweinitz hat in den wenigen Worten diesen mitlich zu den bedeutendsten und verdienstvollsten Männern Heleneendorfs zählenden Reden an Leib und Seele denkbar

war es, wenn ich gesehen ließ, wenn ich die Möglichkeit dazu schuf. Und ein Gedanke ließ mich nicht mehr, kam immer wieder, tauchte jedesmal auf, wenn Mama ihre abströmende Färtlichkeit an Busch ausließ, während ich dabei stand und vor Weid verging, weil ich dazwischen mußte. Ich ließ mir nichts merken, tat freundlich mit Busch, der hinter mir herließ, sobald ich zu einem Spaziergang mich herbeimachte. Er wußte, daß er nicht mehr in eine Gänseherde geriet, noch auch von mir allein gehet würde.

Wir schlugen immer den Weg nach dem Wald ein. Das erste Stück bis zu dem Verbotsstapel gehört uns, auf dem Wege durfte ich noch mit ihm gehen. Nach links der Wald war auch für ihn frei. Die rechte Seite aber, der Rehwiese zu, war für jeden Hund verboten.

Für Busch aber gab es kein größeres Vergnügen, als im Unterholz raschelnd zu suchen, ob er nicht eine Spur entdeckte, der er dann lautlos nachjagte.

So laut er sonst war, so vergeblich ist ihn dazu hatte bringen wollen, auch nur ein Stück Holz zu apportieren, so eifrig war er im Walde.

Ein paarmal schon war ich mit ihm den Weg gegangen, den wir beide heute gemacht haben. Das erste Mal führte ich ihn an der Leine, dann ließ ich ihn etwas gewähren, aber rief ihn immer früh genug zurück.

Einmal trafen wir den alten Förster, der uns von weitem mit dem Finger drohte. Der kannte Busch und tat ihm schon nichts. (Schluß folgt.)

einfach, zugleich aber treffend, wie nie zuvor und nie nachher gesehen, gekennzeichnet. Seiner Charakteristik etwas hinzuzufügen wollen, hiesse das Denkmäl, das ihm der Verfasser jenes Buches in ihr zum bleibenden Andenken gesetzt hat, als ein Wahrzeichen echt-deutscher Kraft und stolzer Männlichkeit für die kommenden Generationen, in der Vollendung und in ihm ausgeprägten künstlerischen Gedankenscheinträchtigen. Es bleibt uns daher nur eines übrig: dieses Denkmal würdig auszumägen durch die Beleuchtung der Lebensschicksale und Lebensarbeit des Verstorbenen. Aber auch hier wird nur kurz gehalten sein müssen, um den schönen Eindruck des v. Schweinitz'schen Standbildes in dem wie Erz tönenden lebendigen Worte nicht abzuschwächen.

Gottlob Hummel hat das Licht der Welt am 20. Jan. 1844 erblickt, und zwar als siebenter Sohn des aus Reutlingen (in Württemberg) hierher, nach Transkaukasien, ausgewanderten Johann Georg Hummel und seiner Ehefrau Katharina, geb. Klein. Als 7-jähriger Knabe kam er zu seinem ältesten Bruder, dem damaligen Lehrer von Heleneendorf, Heinrich Hummel, in dessen Hause er auch (bis zum 14. Lebensjahre) erzogen wurde. Nach der Konfirmation trat er bei seinem Vater, der eine Tischlerei besaß, in die Lehre und erlernte so das Handwerk, das er bis 1893 ununterbrochen betrieben hat. Im Jahre 1861 verheiratete er sich mit Luise Kuhn, die ihm eine Tochter gebar, jedoch nach kurzer Ehe starb. 1870 verheiratete er sich zum zweiten Male, und zwar mit Christiana Reichenbach, mit der er in glücklicher, fast 50-jähriger Ehe Freud und Leid geteilt hat und die nun als trauernde Witwe dem Tage entgegenblickt, an dem sie und ihr dahingeshiedener Gatte vereint das seltene Fest der goldenen Hochzeit zu feiern hoffen. 3 Söhne und 6 Töchter sind dieser Ehe entsprossen, die alle bis auf den einen taubstummen Sohn, welcher in Deutschland in einer Heilanstalt starb, am Leben sind.

Schon früh lenkte der energische, strebsame Mann die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf sich. 1874 wurde er das erste Mal zum Schützen gewählt und bekleidete dieses Amt im Laufe der vorerwähnten zwei Jahre zur allgemeinen Zufriedenheit. 1885 wurde er ein zweites und 1898 gar ein drittes Mal zum Schützen gewählt. Viel, sehr viel hat der Verblüdhene während seiner öffentlichen Tätigkeit zur wirtschaftlichen und sittlichen Hebung seiner Heimatgemeinde beigetragen. Besonders wider den drohenden sittlichen Verfall hat er die ganze Wacht seiner Persönlichkeit auszuspielen gewußt, indem er einerseits die strengsten Maßregeln in allen Fällen von Vergehen, namentlich aber bei Verstoßen gegen die Sittlichkeit, anwendete, andererseits aber durch Hebung und Förderung des Schulwesens das heranwachsende Geschlecht seiner Mitbürger sittlich und metallisch auf eine höhere Stufe zu stellen anstrebte. Sein Interesse für die Jugend, für Kirche und Schule, für das Gemeinwesen und sonstige Angelegenheiten von allgemeiner Bedeutung war überhaupt ein außerordentliches. Aber dieses Interesse bekundete er nicht, wie so viele es tun, namentlich in unseren Tagen, nur in Worten, sondern vor allem in Taten, die sein ganzes Leben ausfüllten. Als Ehrenrat der Heleneendorfer Volksschule (1888—1894) und hernach als Mitglied bzw. Vorsitzender des Schulkomitees (1900—1907) war er außer auf die Hebung des Schulwesens auch auf die Verbesserung der materiellen Lage der Lehrerschaft bedacht. Und als er schließlich im vorgedrängten Alter nicht mehr die Kraft in sich fühlte, persönlich an der Arbeit zum Wohle der Gemeinde teilzunehmen, spendete er dieser sein zwölfstöckiges Haus am Gemeindeplatz, welches heute 98 000 Abl. jährlich einbringt, von denen 20% in die Kirchentafel fließen und 80% der Schule zugute kommen.

Es konnte natürlich bei dem geraden, strebsamen und echt-deutschen Wesen des Verstorbenen bei seinem unbeeugten Willen, das unter allen Umständen durchzuführen, was er als richtig erkannt hatte, nicht ausbleiben, daß er während seiner Amtstätigkeit von vielen auch „mißverstanden“, um nicht zu sagen — angefeindet wurde. Es ist hierbei nicht zu vergessen, daß Gottlob Hummel in seinen von tief-religiösem Empfinden getragenen Anschauungen den meisten seiner Zeitgenossen weit voraus war u. daß er, da er stets für den Fortschritt par und Neuerungen einzuführen suchte, auch nicht selten wirklich mißverstanden wurde und deshalb Widerpruch erwiderte. Dieser Umstand drückte ihn oft schwer; ja, er litt geradezu darunter, und zwar bei seinem weichen Herzen in einer Weise, die nur der Versehen konnte, den ein altes, herzlich empfinden für

die Mitwelt besetzt. Aber seine außerordentliche Willensstärke und seltene Ausdauer halfen ihm immer wieder über all die Schwierigkeiten hinweg. Nichts konnte seine Tatkraft hemmen.

Dem Verstorbenen war Erfolg auch in seinen landwirtschaftlichen und geschäftlichen Unternehmungen (Weinbau und Wein-, Spirit- und Cognakfabrikation, nebst Verkauf der Erzeugnisse) beschieden, die er in Gemeinschaft mit seinen Brüdern Georg, Andreas und Johannes 1878 ins Leben gerufen und hernach mit einigen Söhnen derselben und seinen Neffen Theodor und Hermann Hummel erweitert hat, bis sie nach manchen Fälschlichkeiten und Mißerfolgen schließlich (im Jahre 1900) in die Rechtsform eines Handelshauses mit der Firma „Gebrüder Hummel“ umgewandelt und vereinigt wurden, dessen Ansehen weit über die Grenzen Transkaukasien hinaus reicht.

Fürwahr, ein reiches Leben liegt abgeschlossen vor uns, ein Leben voller Arbeit und Mühe, aber auch ein Leben voller Segen und Wohlergehen! Mit Gottes Hilfe hat der Verblüdhene dieses Leben gelebt, und der gnädige Gott hat ihm auch im Tode seine Hilfe nicht verlagert. Ein sanfter Tod, ein Tod ohne Leiden, hat ihn vom Erdenwallen erlöst, ein Tod, wie er ihn sich selbst gewünscht hatte! Möge ihm Gott auch im jenseitigen Leben gnädig sein!

Ein Kapitel aus der Leidensgeschichte der baltischen Deutschen.

Nachstehender Privatbrief aus Pommern, datiert vom 11. Nov. v. J., ist uns zwecks Abdrucks in der „Rau-lafischen Volks“ liebenswürdig zugestellt worden:

„Ende Oktober 1918 siedelten wir nach Zudum (in Kurland) über. Wir richteten uns aus dem Überbleibsel unserer Möbel ein kleines, bescheidenes Heim ein. Anfang November eröffnete ich die Kommerzienschule. Wir waren jetzt voller Hoffnung und guter Dinge, bewegte sich doch unser Leben in sichtbar aufsteigender Linie. Da kam der entscheidende deutsche Zusammenbruch und ich uns mit sich in die Tiefe. Am 3. Januar 1919 fielen wir in die Hände der Bolschewiki. Sie ahnen nicht, was wir durchmachen mußten die Feder sträubt sich, es zu beschreiben. Der Terror war derartig, daß meine Frau zusehends grauer wurde. Am 6. Februar wurde ich meines Amtes entsetzt. Einige Tage darauf teilte man uns mit, daß mein Grundstück nicht mehr mir gehöre; ich war also hellslos, heillos und brotlos! Am 7. März fuhr ich im Schlitten nach Riga, um mir eine Stelle zu suchen. Ich fand auch eine solche an der Tidenböhlfischen Schule und telegraphierte meiner Frau, die darauf alle Vorbereitungen traf, um zu mir zu kommen. Da legte sich plötzlich die Front zwischen uns, und wir waren voneinander getrennt.“

Bei dem Entschicken, das nun in Riga aber uns hereinbrach, war es mir ein Trost zu wissen, daß meine liebe Frau besetzt und im Späthe der „Reifen“ war. Wie durch ein Wunder Gottes gingen die ärgsten Teufeleien der Unmenschen an mir vorüber; weder wurde ich verhaftet, noch mußte ich in die „rote“ Armee eintreten. Unzählige Freunde, gute Bekannte und liebe Verwandte aber wurden vom Schicksal erreicht. Auch mein Bruder, der Arzt, ist ein Opfer der Bestien geworden. 3 Wochen schmachtete er im Gefängnisse, dann wurde er „freigelassen“ und nach 2 Wochen später am Flecktyphus, den er sich im Kerker geholt hatte. Neumal war ich drauf und dran, einen Fluchtversuch durch die Front zu wagen. Da wurden wir plötzlich und ganz unerwartet am 22. Mai von den deutschen Truppen und der baltischen Landeswehr befreit.

Am 26. Mai sah ich nach 3-monatlicher Trennung meine Frau wieder. Das war der schönste Tag unseres Lebens. Aber mit Schreden mußte ich nun erfahren, daß meine Frau nicht nur nicht in Sicherheit gewesen war, sondern das Allerschlimmste hatte durchmachen müssen. Zudum war mehrfach aus einer Hand in die andere übergegangen. Und da war auch meine Frau gelassen, in einem leichten Kleide, ohne etwas mitzunehmen, auf einem offenen Militärwagen, durch finstere Wälder, in denen unaufrichtig Schüsse fielen und Mästen fliegen, weil hier getämpft wurde. Zu einem verlassenem Gutshause übernachtete man, auf Stroh gebettet und umgeben von Hunger, Schmutz und Koeften. Immer weiter ging's nach Süden — bis Frauenburg. — Als dann nach 14 Tagen,

meine Frau wieder nach Tadmum zurückkehren konnte, fand sie unsere Wohnung ausgeraubt, voller Soldaten, allerdings „weiser“, doch roher, garstiger Kerle, die erst nach langem Hin und Her meiner Frau ein Bintelchen und ein Bett abtraten. Da legte sie sich krank nieder, eine schwere Diphtheritis, Fieber, starke Schmerzen, die Sorge um mich und in den Nebenräumen die Solbateska mit Grammophonien und Hunden! Abgeharrt und abgemagert lag ich sie wieder. Mit großer Energie hatte sie unsere Besitz verteidigt.

Es war ein herrliches Wiedersehen, aber nur zu bald erachtete die Sorge: wovon werden wir leben? Meine Stelle hatte ich verloren. Mein Nachfolger war der einzige aus dem ganzen Lehrpersonal, den die „Noten“ nicht abgelehnt hatten! Ich bemühte mich um eine Anstellung bei der Landeswehr und wurde von Tag zu Tag vertrieben. Da traten plötzlich wieder ernste Ereignisse ein: die Mannen-Regierung hatte die Landeswehr bei Mende geschlagen, Miga konnte jeden Augenblick fallen, uns drohte die Gefahr, wieder abgeschlachtet zu werden und in die Hände der Teufel zu geraten. Da entschlossen wir uns kurz und flüchtig nach Deutschland, mit der Absicht, hier eine neue Heimat zu finden.

Am 3. Juli trafen wir hier, in Pommern, ein, wo meine jüngere Schwägerin Gärtnerin auf einer größeren Villa war. Die Bediener hatten uns durch sie aufsuchen lassen, im Falle der Gefahr bei ihnen Zuflucht zu suchen. Wir beide übernahmen es, überall zu helfen, wo es notat, und die Aussicht über das Haus zu führen. Aber wie mir eben brieflich aus Berlin mitgeteilt wird, soll die Villa verkauft werden! Und so find wir nicht einmal sicher, ob wir diesen Winter noch ein Dach über unserem Kopfe haben werden. (Schluß folgt.)

Friedrich von Schiller.

(2. Fortsetzung.)

—sb—. Goethe ist von seinen Zeitgenossen vorgehalten worden, daß er für die großen Freiheitsideen u. Freiheitsbestrebungen seiner Zeit kein lebendiges und tatkräftiges Gefühl gezeigt habe und daß er die hochgehenden Wogen der Volksbewegung teilnahmslos an sich habe vorbeiziehen lassen. Die Antwort darauf ist er nicht schuldig geblieben. Schiller ist zu seiner Zeit und von der nächstfolgenden Generation dieser Vorwurf nicht gemacht worden, denn zu tief war er in die Seele seines Volkes als der vornehmste und fruchtbarste Vorläufer der Freiheitsidee eingedrungen. In seinen drei Erfindungsdramen hatte er sich als der Mann aus dem Volk gezeigt, der aufs tiefste an sich all die Anechtung und Unterdrückung, all die sozialen und politischen Mißstände empfunden hatte, die, veranlaßt durch die sich in Frankreich vorbereitende Katastrophe, ins öffentliche Bewußtsein einzudringen begonnen hatten und die Gemüter beunruhigten. Mit fähiger Hand hatte er die sich verdichtenden revolutionären Ideen seiner Zeit zur Entladung gebracht. Er hotte den Mut gehabt, die schwersten Anklagen gegen die bestehenden gesellschaftlichen Zustände in einer leidenschaftlichen und jedermann verständlichen Sprache in die Welt auszuwerfen und sie öffentlich zur Sprache zu bringen. Er hatte es aber in einer Weise getan, die jede Gezeckmakregel gegen ihn völlig entwarf. Nicht Theorien einer neuen Gesellschaftsordnung, nicht die Vernichtung bestehender bürgerlicher und staatlicher Verhältnisse, nicht den Klassenkampf hatte er gepredigt, sondern er hatte den Striegel des Künstlers der Gesellschaft vorgehalten und jeden einzelnen an das eigene Herz gemessen. Die künstlerische Unfertigkeit dieser Dramen, die unzulängliche Motivierung der Handlung und die mangelhafteste psychologische Charakterisierung der einzelnen Personen beugten die unerbittliche Wahrhaftigkeit eines Schriftstellers, der ohne Welt- und Menschenkenntnis, ohne Vorurteil und ohne verkehrte Ansicht aus der eigenen inneren gewählten Seele flammenden Protest erhebt und die Gesellschaft mahnt, sich zu bessern.

Und die Wahrhaftigkeit war eine vollkommene. Die ursprüngliche Niederschrift der „Räuber“ war beendet, bevor er die Karlschule verließ; das Stück war also unter dem Ringen mit inneren Anstrengungen, unter den bittersten Empfindungen bei in der Befruchtung herrschenden Freiheitsbeschränkung entstanden. „Fiesco“ und „Kabale u. Liebe“ wurden in dem Zeitabschnitt des ersten Freiheitsgenusses — von Stuttgart bis Buerbach — verfaßt. Der Vorgesmack

dieser auf der Karlschule so schön geträumten „Freiheit“ war aber wenig befriedigend. Als Regimentsarzt in Stuttgart teilte er die bescheidene Wohnung mit seinem Studien-genossen von der Akademie Leutnant Koppf, der sich angelegen sein ließ, ihn in die köstlichen leichtfertigen Genüsse der jungen Bequemelt einzuführen. Democh hatte er die „Räuber“ in Druck gegeben und bald darauf zur Aufführung gebracht. Das Aufsehen, das das Stück erregte, und ein strenger Verweis des Herzogs nötigten ihn zur Flucht ins „Ausland“, d. h. von Stuttgart nach Mannheim. Gegen die sich daran knüpfenden Enttäuschungen und Gefahren gewährte ihm Frau von Wolzogen, die edle und hochherzige Mutter seines Akademiegenossen Wilhelm v. Wolzogen, ein Asyl in ihrem abgelegenen Landhause in Buerbach bei Mannheim. Hier vollendete er „Kabale und Liebe“ und begann den Entwurf des „Don Carlos“. Aber die daselbst verbrachten 7 Monate wurden ihm noch durch eine erwachsende Leidenschaft für Charlotte, die liebenswürdige Tochter seiner Beischüßerin, denkwürdig. Sein Weg geht weiter, und zwar aus neue nach Mannheim, aber schon als Theaterdichter und hoffnungsvoller Schriftsteller. Im vertrauten Umgang mit der Theatertruppe kommt er wiederum in den Strudel sinnlicher Vergnügungen. Diese Umgebung beghat ihm aber nicht, und da auch der Intendant des Theaters, Freiherr von Dalberg, ihm für die Zukunft keine verlockenden Aussichten machen kann, ergreift er aufs neue den Wanderstab. Es sind Freunde in Leipzig, stille Bewunderer seines Talents, die ihn zur Übersiedlung dorthin veranlassen, und er knüpft das innige, bis ans Lebensende ungetrübte Freundschaftsverhältnis mit dem edlen, ihm geistig ebenbürtigen Appellationsrat Körner, der ihn auch in zarter Weise von den bisher außerordentlich brüden materiellen Sorgen zu befreien weiß. Er nimmt seinen Aufenthalt in der jetzigen Vorstadt Gohlis, das damals noch ein Dorf bei Leipzig war. Die Universitätsbibliothek gewährt ihm reiche Ausbeute für seine geistige Fortentwicklung.

Ein neuer Abschnitt seines Lebens hat begonnen, eine an Anregung aller Art reiche und fruchtbar Zeit. Er hat den düstern Boden revolutionärer Gräueltaten verlassen, den Geist der Verneinung und der Vernichtung überwunden. Er hat die Tyrannen kennen gelernt, aber nicht nur auf dem Thron. Die Tyrannei ist von nun an für ihn gleichbedeutend mit der sittlichen Rohheit, der ungezügelt Selbsteucht, der niedrigen Benümmung, dem Acker, wo und von wem sie auch geübt werden mögen. Vertreter dieser Tyrannei sieht er in allen Gesellschaftsklassen, und von ihr kann der staatliche Umsturz die Gesellschaft nicht befreien, denn an Stelle der schlimmen Monarchen kommen schlimmere Tyrannen. Der Kampf gegen diese großen und kleinen Despoten muß mit aller Energie geführt werden, nicht aber mit den Mitteln der Gewalttätigkeit, sondern mit wirksamen geistigen und sittlichen Waffen. Diese Despoten müssen erklarrt und an den Pranger gestellt, sie müssen in ihrer ganzen Erbärmlichkeit und Verworfenheit öffentlich gezeigt werden, und die Gesellschaft soll sie unschädlich machen, indem sie sich von ihnen mit Verachtung abwendet. Ohne die Förderung bürgerlicher und politischer Freiheit, wie er sie in einer hinreißenden Sprache im „Don Carlos“ verewigt hat, auch nur im geringsten abzuschwächen, fest er derselben die Förderung sittlicher und geistiger Freiheit entgegen, so daß die erstere ohne die andere ihm als eine Gefahr für die Kultur erscheint und beide zueinander in strengster innerer Abhängigkeit stehen. Einde der vornehmsten Mittel zur sittlichen Erziehung des Menschen erklärt er in der Schaubühne, in der anschaulichen und allgemein verständlichen Darstellung dieses Kampfes. In der Schrift „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ entwickelt er diesen seinen Gesichtspunkt in begeherten Worten. In diesem Gedankengange nun erscheint ihm das Ziel der gesellschaftlichen Entwicklung als die reine und schöne Menschlichkeit, die Freiheit als die unbedingte sittliche Handlung, die edle Tat. Es ist der Aufklärer und Patriot Schiller, der zu uns spricht, nicht der Aufwüder und Demagoge.

Diese Idee sollte im „Don Carlos“ in umfassender Weise durchgeführt werden, aber die lange Entfengungszeit (1783—1787) brachte mit jedem Jahr erste Kalle neuer Gedanken hinein, und der ursprüngliche Rahmen mußte immer mehr und mehr erweitert werden. In der endgültigen Form zeigt darum das Stück die Schichten seiner Entstehung und erlaubt uns, den großen Übergang von der früheren Dent- und Gestaltweise des Dichters in die neue große

Ideenwelt aufs genaue zu verfolgen. Wir sehen das Erwachen des Bewußtseins zu seinen hohen Aufgaben und erkennen bereits den Seher, der sich bemüht, nicht nur die Vergangenheit zu durchbringen, sondern das Auge auch in die Zukunft auf den richtigen Schwindel einzustellen.

Im April 1785 kam Schiller in Leipzig an und begab sich bereits im September nach Dresden, um befristet in Köners Nähe zu sein. Hier wohnte er im könerischen Hofchen Lothwitz. Bei der großen Geselligkeit in Leipzig und hier, die im Kreise liebenswürdiger, gebildeter Menschen auf ihr außerordentlich angenehm einwirkte und die uns in der Jubelstunde „An die Freunde“ lebhaft vergegenwärtigt ist, leistete er gleichzeitig faunenswerte Arbeit. Seit Beginn dieses Jahres gab er die „Rheinische Thalia“ heraus, eine Schrift, in welcher neue Bahnen für den herrschenden literarischen Geschmack gelegt werden sollten. Außer zahlreichen kleineren Beiträgen erschienen in derselben: „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ und die „Philosophischen Briefe“. Im folgenden Jahre wurde die Schrift als „Thalia“ fortgesetzt, und es erschien u. a. die treffliche Erzählung „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“. Die literarische Rundschau nötigte ihn, sich mit allen neuen Erscheinungen bekannt zu machen. Democh vernachlässigte er seine wissenschaftlichen Studien nicht. Während er am „Don Carlos“ arbeitet und das Stück in Vorbereitung beendet, beschäftigt er sich eingehend mit der Regierungszeit Philipps II. von Spanien. Daran knüpft sich „Die Geschichte des Abfalls der Niederlande“. Seine philosophischen Studien stehen noch unter dem Einfluß Spinozas, wie die „Philosophischen Briefe“ beweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Haushirtschaftliches.

Das Salz im Haushalt.

„Salz und Brot macht Mägen rot“, sagt ein altes deutsches Sprichwort, und eine andere volkstümliche Redensart hebt seine Bedeutung als Speisewürze in drölicher Weise hervor: „Ein Kuh ohne Bart ist wie eine Suppe ohne Salz“. Beim Konsumieren verschiedener Lebensmittel spielt das Kochsalz eine große Rolle, doch damit ist keine Verwendbarkeit im Haushalt noch lange nicht erreicht. Feingelohenes Salz mit Essig zum Waschen und Zint schon blank, auch reinigt es Flaschen. Um Rostflecke aus der Wäsche zu entfernen, löst man Salz in erwärmtem Zitronensaft auf, besudelt die Flecke damit und legt sie in die Sonne, sobald sie trocken, muß wieder angefeuchtet werden. Salz in Spiritus gelöst tilgt Fettflecke, sie sind mit warmem Wasser nachzuspuhen. Wasserflecke in gebleichten Möbeln verschwinden durch eine Mischung von Baumel mit Salz. Salz in Salmiakgeist aufgelöst, reinigt Herrenkleider, einen Teelöffel von dieser Flüssigkeit rechnet man auf 1 Liter Regenwasser. Stockflecke aus der Wäsche werden entfernt durch Salz mit pulverisiertem Salmiak. Einen Eßlöffel voll Salz, ebensoviel Salmiakpulver und zwei Eßlöffel voll Wasser macht man zu einem Brei, bestricht die Flecke damit, fest sie der Sonne aus, wiederholt dies nach dem Trocknen mehrmals und läßt das Zeug aus. Nicht man 5 Teelöffel voll Salz mit ebensoviel Sublimat und 40 Teelöffel voll Wasser, so ist das ein gutes Mittel, um Sölleneinflecke aus der Wäsche zu beseitigen. Mutflecken legt man eine Nacht in kaltes Salzwasser und wäscht am folgenden Tage mit lauem Seifenwasser nach. Strohmatte, unladete Körbe und Noßgrasflechte werden schon rein durch Abbürsten mit Salzwasser. Schwarze Tuchflecke in Salzwasser gewaschen, erscheinen wie neu. Gerottene Fensterscheiben lassen leicht auf, wenn sie mit hartem, warmem Salzwasser bestrichen werden. Man wusch sofort nach. Unkehten Rattun, der die Farbe nicht hält, wäscht man eine Nacht in Salzwasser ein, wäscht ihn jobann ohne hartes Reiben in lauem Seifenwasser und legt ihn die folgende Nacht in Essig. Salzwasser löst das Feuer besser als gewöhnliches Wasser. Schwaches Salzwasser lindert den Schnupfen, wenn man es in die Nase gießt. Um Flüssigkeiten rasch abzutun, stellt man sie in ein Gefäß mit Salzwasser. Mit Essig angesuchtes Salz spritzt Teppiche auf, sie werden damit befreit und dann abgelehrt.

Herausgeber und verantwortlich für die Redaktion der B.-B. des Verbandes der transkaukasischen Deutschen.